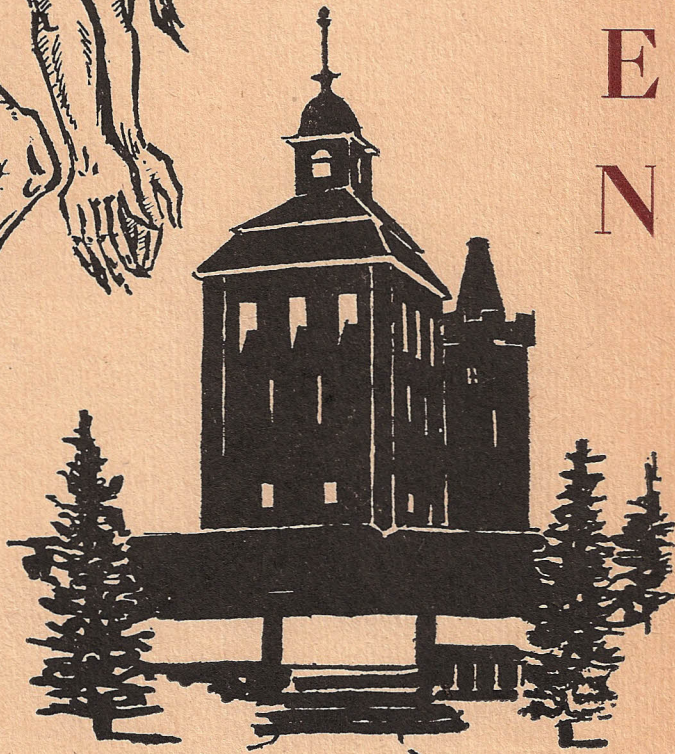


S
A
G
E
N



UND
ERZÄHLUNGEN

...ichte
... und des Kreises BERNAU

7.5
6
12

Liebe Leser!

In diesem Heft der Museumsreihe des Heimatmuseums sind einige Sagen und Geschichten aus dem Kreis Bernau veröffentlicht. Sie sind mir in meiner Tätigkeit gedruckt oder mündlich begegnet.

Sagen sind über viele Generationen mündlich überlieferte Berichte, die sich — im Unterschied zum Märchen — an bestimmte Orte und Ereignisse knüpfen.

Auch in unserem Heimatkreis gibt es solche Berichte über bemerkenswerte Vorfälle und rätselhafte Geschehnisse. Überall dort, wo deren Zusammenhänge nicht durchschaubar waren, das Weltbild vorwissenschaftlich, der Bildungsstand niedrig war und das Analphabetentum vorherrschte, bot sich die Sage an, eine Erklärung zu geben, sowie das Geschehnis poetisch auszumalen und geistig zu bewältigen.

Das Volk fand somit für nicht begreifliche Erscheinungen seine Erklärungen. So schuf es sich in den mündlichen Überlieferungen seine Teufel, weise Frauen, Zauberer und andere Gestalten.

Wenn wir irgendwo hören „Der Sage nach . . .“, denken wir vielleicht an die erzählende Großmutter unserer Kinderzeit.

Sagen und Geschichten reichen auch weit in die Geschichte unseres Territoriums zurück, sie sind ein Teil davon.

Rudolf Bügel
Direktor des
Heimatmuseums Bernau

Stadt- und Kreis-
Bibliothek

Bad Freienwalde

Ter 436: P7

Ter R 12

Nur im Lesesaal benutzbar

Gründung der Stadt Bernau

An der Stelle, wo heute in der Kreisstadt Bernau mit Sportartikeln gehandelt wird, stand in alter Zeit ein einsamer Waldkrug. Die in der Umgebung wohnenden slawischen Stämme hatten diesen Ort für den Austausch von Produkten und Nachrichten erwählt.

Der Wirt dieses Waldkruges braute aus dem Wasser des naheliegenden kleinen Flößchens Panke ein wohlschmeckendes Bier.

Etwa um das Jahr 1140 verirrte sich der Markgraf Albrecht „der Bär“, ein deutscher Ritter aus dem Harz, auf einer anstrengenden Bärenjagd mit seinem Gefolge in den Urwäldern an der Panke. Endlich fanden Albrecht und seine Mannen am Abend den einsamen Waldkrug. Freundlich wurden die deutschen Ritter empfangen und nach anfänglichen Sprachschwierigkeiten von dem slawischen Wirt mit Speisen und Trank versorgt. Dem Markgraf aus dem Hause der Askanier, welche dieses Gebiet erobern wollten, schmeckte vor allem das ausgeschenkte Bier. Im Laufe des Abends wurde beschlossen, an dieser Stätte eine Stadt, das spätere Bernau, zu gründen. Nach dem Willen des deutschen Eroberers mußten die Bewohner der kleinen Ansiedlungen Lindow, Schmetzdorf und Lupenitz in die neue Siedlung an der Panke ziehen. Ihre alten Siedlungen wurden öd. Geblieben sind die Namen der Gemarkungen. Die Reste der Kirchen und der Friedhöfe dieser Dörfer waren noch lange sichtbar. Wenn man also will, verdankt Bernau seine Existenz dem Biere.

Über das Bier, welches die Bernauer in über 60 Gemeinden und Städte bis nach Hamburg und Stettin brachten, gäbe es viel zu berichten. Das Brauergewerbe wurde in der Stadt neben der Tuchmacherei das wichtigste Gewerbe.

So ist es eine Tatsache, daß die Keller in den Häusern der reichen und mächtigen Tuchmacher in allen Fällen zum Brauen eingerichtet waren. Solche Keller findet man heute noch in der Leninstraße (ehemals Brauergasse) und in der Thälmannstraße (ehemals Bürgermeistergasse).

Es wurde nur an bestimmten Tagen gebraut. Der Stadtdiener mußte am Abend vorher in den Straßen bekanntgeben: „Es wird hiermit bekanntgemacht, daß keiner mehr in die Panke macht! Morgen wird gebraut!“

Ein Dichter rühmt das Bier unter anderem so:

Die Stadt braucht keinen Medikus,
das Bier labt alle Seelen.

In Sagen wird besonders die Haltbarkeit des Bieres aus Bernau hervorgehoben. Ja, das Bernauer Bier war unter allen Bieren der Mark das beste.

Das Bernauer Bier und der Schusterjungengeneral

In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, so berichtet die Sage, ist folgendes geschehen:

Der einzige Sohn armer, aber ehrbarer Leute aus Bernau kam nach Berlin zu einem Schuhmacher in die Lehre. Die jüngsten Lehrlinge mußten allerlei Arbeiten im Haushalt des Meisters erledigen, und die Meisterin führte ein strenges Regiment.

Auch der neue Lehrling mußte mehr in der Küche als in der Werkstatt arbeiten.

Bald nach Antritt seiner Lehre kamen mehrere Bekannte des Meisters zu Besuch. Die Meisterin gab dem Lehrling einen großen, reich verzierten Steinkrug mit Zinndeckel und sagte: „Hole uns Bernauer Bier, den ganzen Krug voll! Halte Dich aber nicht zu lange auf!“

Der Junge, der in den Berliner Bierschänken nicht Bescheid wußte, wanderte nach Bernau, um Bier zu holen. Da er lange nicht zurückkam, schickten die Meistersleute einen anderen Lehrjungen nach Bier. Den ganzen Abend lang schalt der Meister den Bernauer Jungen einen Bösewicht, der mit Krug und Geld durchgegangen sei. Und die Meisterin jammerte: „Der schöne teure Krug! Ein Prachtstück aus der Aussteuer! Wenn das meine Mutter wüßte!“ Alle Bewohner der Gasse hörten ihr lautes Gezeter über den kleinen Lehrjungen aus Bernau.

Die Eltern des Lehrjungen erschrakten nicht schlecht, als unerwartet ihr Sohn die Stube betrat. Er konnte sie beruhigen und berichtete: „Ich muß für die Meisterin Bernauer Bier holen, mit diesem großen Krug. Der ist mir den Weg über ganz schön schwer geworden.“

Da bekam der arme Kerl noch eine mächtige Standpauke, weshalb er das Bier nicht aus dem Berliner Ratskeller geholt habe. Am anderen Morgen brachte der Vater den Sohn ein Stück des Weges. Beide trugen schwer an dem großen Krug voll Bier. Als der Vater umkehrte, schleppte der Junge allein an der schweren Bürde. Ihm begegnete ein anderer Lehrjunge, der Stiefel über Land tragen mußte. Er fragte: „Wo kommst Du denn jetzt her?“

„Nun, von Bernau, vom Bierholen!“ Der andere lachte: „Mit dem Knie-riemen wird man Dich empfangen! Aus dem Ratskeller solltest Du das Bier holen. Und weil Du nicht wiedergekommen bist, denkt der Meister, Du bist mit Krug und Geld auf und davon. — Die Meisterin in ihrem Zorn kannst Du Dir ja vorstellen!“

Für seine Unkenntnis beim Bierholen sollte er jetzt auch noch bestraft werden? Nein, zum Meister zurück wollte der Lehrjunge nicht, nach Hause

aber auch nicht. Er beschloß, auf und davon in die weite Welt zu gehen. Wohin jedoch mit dem Krug? Neben der Linde am Wegesrand lag ein großer Haufen Steine. Er grub ein tiefes Loch, stellte den Krug hinein und bedeckte ihn mit Erde und Steinen. Dann wanderte er weiter, und da es zur Zeit der Heuernte war, konnte der ehemalige Schusterlehrling gut im Freien schlafen. Plagte ihn der Hunger, klopfte er bescheiden an die Türen, man gab ihm Brot und manchmal auch ein Stück Speck.

So kam er am sechsten Tag in Böhmen an.

Dort begegnete ihm eine Reiterschar, deren Offizier von ihm den Weg wissen wollte. Selbst ortsfremd, konnte er zwar keine Auskunft geben, bat jedoch die Reiter, seinen Dienst als Pferdejunge anzunehmen. Bald wurde aus dem Pferdejungen ein Reiter bei den Kaiserlichen.

Im Krieg zeichnete er sich in Kämpfen aus, wurde Wachtmeister, Rittmeister und schließlich General in der Armee des Kaisers von Wien.

Als nun Wallenstein, ein großer Feldherr der Kaiserlichen im Dreißigjährigen Krieg, von seinem Quartier in Bernau nach Berlin ritt (das ist historisch richtig), befand sich auch unser „Schusterjungengeneral“ in seinem Gefolge.

Dieser erinnerte sich, wo er vor langer Zeit den Bierkrug versteckt hatte, und es kamen ihm sein alter Meister und die Meisterin in den Sinn. Er fragte sich, ob die alten Leute über seinen Besuch erfreut sein würden. Im Gasthaus „Zum Schwarzen Bären“ hatte unser General sein Quartier. Seine Leute brachten bald die Nachricht, daß Meister und Meisterin noch lebten und daß es um das Handwerk übel stünde. Der General machte sich im besetzten Berlin auf den Weg, fand schnell Straße und Haus. „Ein Paar Stiefel möchte ich, aber vom Besten, was es gibt“, sagte der General. Der Meister begann, Maß zu nehmen. Langsam und bedächtig, es ging nicht mehr so schnell. Da fragte der General: „Meister, habt ihr nicht vor fast zwanzig Jahren einmal einen Lehrjungen aus Bernau gehabt?“ Der Meister konnte sich nicht recht besinnen. Die Meisterin jedoch sagte von der Ofenbank her: „Ja, Herr General, so lange kann es her sein, daß wir einen aus Bernau hatten, ein richtiger Racker! Der Dieb! Wer weiß, an welchem Galgen er hängt! Hat mir meinen schönsten Bierkrug mit Zinndeckel gestohlen. Der ist bestimmt verdorben und gestorben!“ Da konnte unser General nicht mehr an sich halten und sagte: „Der Lehrjunge aus Bernau, das bin ich!“

Dem Meister fiel das Maß aus der Hand, die Meisterin erstarrte vor Schreck. Der General erzählte ihnen lachend die Geschichte von damals und weshalb er in die Welt gegangen sei. Obgleich die beiden Alten erkannten, daß es wirklich der ehemalige Schusterlehrling war, der da vor ihnen saß, konnten sie den Dingen keinen rechten Glauben schenken.

Da erbot sich der General, ihnen zum Beweis der Wahrheit den Krug zu holen, der doch noch an Ort und Stelle zu finden sein müßte. Der Meister und etliche Neugierige aus der Nachbarschaft gingen mit. Durch das Georgen-

tor der Stadt Berlin führte ihr Weg nach Norden. An dem Weg standen Weiden, und es fand sich auch die Linde, die noch immer ihre Äste weit über den Steinhaufen ausbreitete. Und siehe da, man fand den Krug unverseht. Nun gab es keinen Zweifel mehr, der General war der ehemalige Lehrling. Stolz trug er den Krug ins Haus des Meisters. Die Freude der Meisterin war groß; denn damit hatte sie ein Stück ihres Brautschatzes wieder. Als man den Deckel endlich hochklappte, fand man, das Bier sei etwas weniger geworden. Der General nahm einen Schluck, und es schmeckte über alle Maßen gut. Er meinte: „Kranke könnte man damit laben und gesund machen.“ Alle tranken davon, fanden es ganz vorzüglich und viel, viel besser als irgendein anderes Bier auf der Welt — das Bier aus Bernau.

Vom „Hexenmeister“ aus Prenden

Ein Hexenmeister oder Zauberer war Sparr aus Prenden. Zur Person des genannten Hexenmeisters meldet die Chronik:

Otto Christoph von Sparr wurde am 26. Juni 1657 der erste Brandenburgische General-Feldmarschall des damaligen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den bürgerliche Historiker den „Großen“ nennen. Die „von Sparrs“ besaßen zu dieser Zeit die Güter Prenden, Trampe, Lanke, Ützdorf, Heckelberg, Dannenberg und Tiefensee. Das Lieblingsgut des alten Haudegen war Prenden.

Man erzählt vom alten Sparr, daß er, wenn er bei Tisch Fische aß, die Gräten in einen Napf spie, Wasser darüber goß, und alsbald schwammen dann wieder lustig lebendige Fische in diesem Napf herum. Wenn es Sparr, der sich die meiste Zeit seines Lebens auf dem „Felde der Ehre“ herumgeschlagen hatte, auf der Erde nicht schnell genug ging, zog er seinen Zaubermantel an. Um Prenden gab es nämlich viel Sand. „Se seggen, hö föhr nich giern dörch'n Sann, un wenn he sienen Mantel antrecken deih, denn wihr et mit eens, as en groten Winn, un Kutsch und Pierd un alles geng heidi dörch de Luft.“

Einmal war es, daß der Kutscher anspannen mußte; denn der „Olle“, wie er von den Leuten auch genannt wurde, wollte ein anderes Gut besuchen. Langsam nur kam die Kalesche voran. Da zog ollen Sparr seinen Zaubermantel an, und fort ging die Fahrt in der Luft. Welch ein Schreck für den Kutscher! Die Peitsche fiel ihm aus der Hand, und als der arme Mann sich nach ihr bücken wollte, hielt ihn Sparr zurück: „Bedenke, mein Sohn, wo Du sitzt.“ Am anderen Tag mag der Schreck für den Kutscher noch größer gewesen sein: Sie fuhrn über Biesenthal wieder nach Prenden, und an der Spitze der Kirche zu Biesenthal hing verheddert mit dem Kreuz

die Peitsche des Kutschers. Da man nach diesem Ereignis den Turm der Kirche neu gedeckt hat, hat wohl der Kutscher auch seine Peitsche wiederbekommen; denn an dem Turm der Kirche zu Biesenthal hängt keine Pferdepeitsche mehr.

Dann ging es endlich mit dem alten General-Feldmarschall zu Ende. Man sagt, er habe lange gelegen und konnte nicht leben und nicht sterben. Da habe man ihm die Fußsohlen aufgeschnitten und die Oblaten gefunden, die er beim Abendmahl einst genossen hatte. Sobald sie aber herausgenommen waren, sei seine Seele sofort davongefahren. Nach seinem Tode ließ sich Sparr um Prenden oftmals als wilde Jagd hören. Er ließ den Leuten nachts keine Ruhe.

In einer Nacht begegnete die wilde Jagd einem Bauern, welcher in seinem Übermut in das Jagdgeschrei einstimmte. Es wurde still, und eine Stimme rief: „Hast Du helfen jagen, sollst Du auch helfen tragen.“ In diesem Augenblick flog ihm ein Menschenbein auf den Rücken. Schnell warf er seine Last ab, aber sogleich war sie wieder auf seinem Rücken und immer wieder, sooft er sie auch abwarf. Da riet ihm einer, er sollte sie doch in den Wildkeller des Sparrschen Schlosses tragen. Dort wurde dann der Bauer die Plage auch glücklich los.

Die Prinzessin vom Schloßberg bei Biesenthal

Großmütter haben ihren lauschenden Enkeln früher die Geschichte so erzählt:

Auf dem Schloßberge bei Biesenthal zeigte sich gewöhnlich um Mittag, oft auch um Mitternacht, eine verwunschene Prinzessin. Weiß gekleidet ging sie durch den Schloßgarten und hatte ein goldenes Spinnrad in der Hand. Gar manchem ist sie dort erschienen. Sie zeigte sich aber nicht jedem, sondern wählte sich die Leute aus, denen sie erschien.

Eines Tages begegnete ihr ein Gärtner.

Der junge Gärtnerbursche hatte seit mehreren Nächten immer dieselbe Stimme gehört: „Komme in den Schloßpark um Mitternacht!“ Nach langen innerlichen Kämpfen ging der Bursche um Mitternacht in den Schloßpark. Er erschrak, als er eine junge, hübsche, weißgekleidete Frauengestalt von weitem auf sich zukommen sah, und wollte weglaufen.

Jedoch war er irgendwie wie verzaubert, stand fest auf seinem Platz. Die weiße Gestalt ging auf den Gärtner zu, und er sah in ein trauriges Gesicht mit schmerz erfüllten Augen. Wieder wollte er weg, aber wie durch einen geheimen Zauber war er gebannt. Da sprach die junge Frau mit bewegender Stimme:

„Nimm mich auf den Rücken und trage mich bitte zur Kirche. Es ist ja nicht weit, Du wirst es bestimmt nicht bereuen.“

Sie bat und bat gar sehnsüchtig. Der Gärtner faßte sich aus Mitleid und Sympathie für die liebliche Erscheinung ein Herz und nahm die leichte Gestalt auf den Rücken. Und siehe da, er konnte wieder laufen. Er stieg den Weg vom Schloßpark zur Kirche hoch, spürte kaum die Last und dachte so bei sich: „Das Fräulein ist leicht wie Luft.“

Als er jedoch durch die Pforte des Kirchhofes den matt vom Mond beleuchteten Weg zwischen den Gräbern betrat, fuhr ihm plötzlich ein Wagen mit vier kohlschwarzen Rossen entgegen, welche Feuer aus Mund und Nase spien. Da packte unseren Gärtnerburschen ein jäher Schreck, und er schrie laut auf. Plötzlich verschwand der Wagen. Die schöne Last sank mit einem Jammerrufe von seinem Rücken: „Wieder auf ewig verloren!“

Lange stand unser Gärtnerbursche auf dem Friedhof und sann nach, was geschehen sein könnte. Da schlug die Glocke der Uhr auf dem nahen Kirchturm einmal, die Geisterstunde war vorbei. Der Gärtner erwachte wie aus einem Traum und eilte schnell heimwärts.

„Einige sagen“, so schlossen die Großmütter ihre Erzählung, „die weiße Frau auf dem Schloßberge sei gar keine verwunschene Prinzessin, sondern ein Fräulein von Anheim, die mit ihrer Schwester die Letzte des Stammes gewesen sei. Warum sie verzaubert wurde, wisse niemand, denn sie sei ein überaus frommes Fräulein gewesen.“

Der Riesenstein bei Prenden

Es gab eine Zeit, in der Riesen auf unserer Erde lebten, so sagen alte Leute, und so steht es in alten Büchern.

Sie sagen weiter, es gab zwei Arten Riesen, gute und böse. Es ist auch die Rede von Steinen, welche die Riesen, gut oder böswillig, aus Lust oder Wut geworfen haben.

An der Chaussee von Lanke nach Prenden liegt ein ansehnlicher Felsblock. Die Maße sind etwa 3,80 m lang, 2,60 m breit und 1,40 m hoch. Das Schätzungsgewicht beträgt etwa 275 bis 300 Dezitonnen. Er besteht aus Gneis.

Diesen Riesenstein von Prenden hat mit Sicherheit ein Eiszeitgletscher an diese Stelle geschleppt, wo er heute noch liegt. Beim Abtauen des Gletschers ist er dann wie so manches andere in der Landschaft zum Vorschein gekommen. Heute steht er unter Naturschutz.

Mündliche Überlieferungen zu seiner Herkunft haben folgenden Inhalt: „Es gab eine Zeit, in der Riesen auf unserer Erde lebten. Gerieten diese in Wut, waren oft große Steine ihre Wurfgeschosse.“

Die Kirchenglocken von Prenden hatten weit und breit in der ganzen Umgebung den schönsten Klang. Dieser Klang erregte einen dort lebenden Riesen immer maßlos. An einem Sonntagvormittag erklangen die Glocken besonders laut und weckten den Riesen aus seinem Schlaf. Nun schien es dem Riesen genug, er wollte die Glocken nicht mehr hören. In seiner Wut warf er fünf Steine in die Richtung des Kirchturmes. Mit Kraft und Schwung schleuderte er drei Steine so weit, daß sie in den Wandlitzsee fielen. Das Wasser spritzte hoch auf, und dort, wo die Tropfen hinfielen, entstanden die „Heiligen drei Pfühle“.

Vielleicht hat sich der Riese auch in der Richtung geirrt, denn die nächsten zwei Steine flogen nicht weit. Die Brocken fielen am Strehlsee nieder.

Die Glocken von Prenden blieben unversehrt und läuteten zum Ärger des Riesen weiter.

Der Riesenstein vom Bägfeld

Am Wandlitzsee lebte ein Riese, der sich eines Tages beim Spaziergang den großen Zeh an einem Stein, welcher am Wege lag, verletzte. In seiner Wut nahm er den Stein in seine Riesenpranke und warf ihn über den See an das andere Ufer. Er rief dazu: „Hebb ich mi stooten an meine groote Teh, will ick dir ook smeeeten öwer den Wandlitsche See!“ Die Fingerabdrücke sollen heute noch zu sehen sein.

Der Stein liegt mittlerweile als Forschungsobjekt im Museum für Ur- und Frühgeschichte in Potsdam und wird als Kultstein der Urbewohner um den Wandlitzsee definiert, da er an der Begräbnisstelle dieser Leute im Bägfeld auf Stolzenhagener Flur gefunden wurde.

Die Glocken im Wandlitzsee

Drei Glocken, so erzählt man, ruhen auf dem Grunde des Wandlitzsees. Sonntagskinder konnten sie zuweilen läuten hören. Manchmal gingen die Glocken an Land und standen eine Weile in der Sonne, um sich bescheinen zu lassen.

Einst kam ein Mädchen an den See, um zu baden. Sie erblickte die Glocken am Ufer. Ihre Sachen legte sie auf die in der Mitte stehende Glocke. Beim Baden hörte das Mädchen, welches ein Sonntagskind war, daß die Glocken wieder ins Wasser zurück wollten. Sie sah, wie sich die drei Glocken auf das Wasser zubewegten, auch jene, die ihre Kleider trug. Schnell schwamm

sie ans Ufer und kam gerade noch zurecht, um ihre Kleider an sich zu nehmen. Da verschwanden die Glocken schon im See. Lange stand das Mädchen mit seinen Sachen in der Hand am Ufer, und plötzlich hörte sie die Glocken leise klingen.

Wenn man abends an einsamer Stelle am See sitzt, braucht man nicht unbedingt ein Sonntagskind zu sein, um die Glocken im See zu hören.

Wie ein Bauer Adliger wurde

„Ich bin der Herr von der Grütte.“ Schreiend und knotenstockschiwendig rannte ein empörter, wie ein Förster ausschender Mann auf eine offensichtlich vornehme Gesellschaft zu, immer dabei zornig und laut rufend: „Ich bin der Herr von der Grütte!“

Die Bauern der Stadt Bernau hatten große Sorge mit ihren kleinen Feldern in den Wäldern am Liepnitzsee. Die dortigen Kahlschläge wurden, bevor man sie wieder aufforstete, einige Jahre von den Ackerbürgern der Stadt zum Anbau von Getreide gepachtet. Unter anderem wurde auf dem mageren Sandboden des Waldes Buchweizen, im Volksmund Grütte genannt, angebaut. Doch allerhand Volk lief nun kreuz und quer durch die kleinen Felder und verursachte großen Schaden. So kam es, daß die Bauern auf einer Besprechung im Hinterzimmer beim Kronenwirt nach vielem Bier und Korn beschlossen hatten: „Es wird an den Sonntagen abwechselnd immer ein anderer Wache an den Feldern am Liepnitzsee halten.“ Es wurde gelost, und das Los traf für den kommenden Sonntag den Bauern Albin Hörnig.

Selbiger Bauer zog nun am Sonntagmorgen mit dem ersten Hahnenschrei durchs Mühlentor in Richtung der Liepnitzwälder. Albin sah aus wie ein richtiger Jäger. Hohe Schäfte aus Rindsleder, grüner Lodenanzug, grüner Filzhut. Im Freßkorb Brot und Fleisch für seinen Leib, eine tuchumwickelte Flasche für die Seele. Einen schweren Knotenstock schwang er in der rechten Hand. Nach Erledigung seines Auftrages rastete unser Bauer am Ende eines Feldes. Die Sonne stieg höher. Die Mücken und Fliegen wurden immer lästiger, die Flasche wurde leer und leerer, und bald nickte Albin ein bißchen ein. Da schreckten ihn von Ferne Wagenrollen und Stimmen von Leuten auf. Durch die Halme des Feldes sah er mehrere Kaleschen. Die aussteigenden Leute dort drüben, die latschten doch tatsächlich durch die Grütte. So kam es zu dem Ausruf: „Ich bin der Herr von der Grütte“, den unser aufgebracht Bauer den feinen Herren mit hochohobenem Knotenstock entgegenschleuderte. Da ging einer dieser Herren im grünen

Anzug auf den Bauern zu. „Wir freuen uns sehr, einen bisher unbekanntem Adligen aus dem niederen Barnim kennenzulernen. Wie war der Name? Wenn wir richtig vernahmen, Herr von der Grütte?“ Unser Bauer darauf: „Jawohl, mein Herr, Sie haben richtig vernommen!“ „Dann darf ich Sie recht herzlich zu unserer kleinen Jagdgesellschaft einladen!“

Albin Hörnig, unser frischgebackener Adliger, bekam eine Jagdflinte, und dann ging die Jagd durch den Wald am See. Die Strecke war beachtlich. Im Feuer brutzelten Leber und frische Fleischstücke. Grünangezogene brachten auf Tablets Becher mit Wein und anderen Getränken. Da ging dem Albin Hörnig ein Licht auf. Er ahnte, in welche Gesellschaft er geraten war und dachte: „Wie komme ich hier am besten wieder klar?“

Mit den Herren vom Vormittag klärte er nun den Irrtum. Er gestand, wer er sei und welche Bewandnis es mit dem „Herren von der Grütte“ auf sich hatte. Die Augen seines Gesprächspartners wurden klein, schauten dann erstaunt, aber plötzlich lachte der feine Herr aus vollem Halse. Es war ja auch das Klügste, was er aus der Situation machen konnte.

Hörnig war in eine Jagdgesellschaft des Kronprinzen geraten, hatte dort als Bauer die Rolle eines Blaublütigen gespielt und damit seinen Spitznamen „Herr von der Grütte“ in der Stadt weg.

Die Schlangen und die Bürgerglocke von Bernau

Seit alten Zeiten spielen Tiere in Erzählungen und überlieferten Sagen eine große Rolle. Viel Wundersames über allerlei Getier erzählt man sich auch in unserer unmittelbaren Umgebung. So zum Beispiel diese Geschichte:

In der näheren Umgebung von Bernau gab es viele Nattern und Schlangen, die immer mehr zu einer großen Plage wurden. Deshalb wurde beschlossen, alle Einwohner zu einer großen Versammlung zusammenzurufen und über die Bekämpfung der Natternplage zu beraten.

Nun hatte sich aber in der letzten Zeit die Stadt sehr vergrößert, immer mehr Einwohner waren hinzugekommen. Es war also eine Glocke zum Zusammenrufen der Bürger notwendig, die Bernau jedoch nicht besaß. Eine Glocke mußte also gegossen werden. Viele Bürger dieser Stadt gaben Gold, Silber, Schmuck und was sie sonst noch besaßen, so daß die Glocke das Ergebnis vieler Spenden von Bernauer Bürgern wurde und der Guß beginnen konnte. Als die Gußmasse kochte, kam noch eine alte Frau und trat an den Tiegel. Sie sagte: „Ich habe zwar nichts an Geldeswert, was ich schenken kann, möchte jedoch etwas geben, was nicht verachtet werden sollte!“ Mit diesen Worten holte sie aus ihrer Tasche eine lebendige Schlange

und eine Natter und warf beide in den brodelnden Guß. „Schlangen und Nattern werden verschwinden, soweit der Klang der Glocke reicht. Ohne Schlangen und Nattern wird die Gegend sein.“

Die Glocke wurde im Kirchturm aufgehängt. Und siehe da: Nach dem ersten Läuten verschwanden wahrhaftig die Schlangen und Nattern aus der Gegend, soweit der Klang der Bürgerglocke hörbar war.

Wie die Maränen in den Wandlitzsee kamen

Am Wandlitzsee soll früher ein berühmtes Kloster gestanden haben. Die Mönche waren als Feinschmecker bekannt. Einen der Mönche überkam plötzlich ein unbändiger Appetit auf ein besonderes Fischgericht und brachte ihn fast um den Verstand.

„Nur einer kann mir meinen Wunsch erfüllen“, so dachte der Mönch, „und das ist der Teufel!“ Sofort nahm der auf ein Fischgericht ganz versessene Geistliche mit dem Gehörnten Verbindung auf. Für Fische feilschte der verdammenswürdige Gottesfürchtige um seine Seele. Nach Einsicht in seinen Terminkalender schlug der Gehörnte die erste Nacht nach Neumond vor. Schlag 12.00 Uhr sollte die Seele des Mönches gegen Maränen getauscht werden.

Drei Wochen waren noch Zeit, und so bekam unser Mönch Gewissensbisse und dachte nach, wie er seine Seele retten und den Teufel hintergehen könnte. Er sann und sann, und plötzlich fiel ihm ein: Die Glocke der großen Uhr vom Kloster war weithin hörbar. Er stellte sie zehn Minuten vor. Der Teufel wußte das natürlich nicht. Bisher war ihm auch noch keine Seele durch die Maschen geschlüpft.

Die festgelegte Nacht kam heran. Es ging auf Mitternacht zu. Der Höllenfürst fuhr mit Getöse durch die Lüfte und kam gerade noch bis zum Nordrand des Wandlitzsees. Da schlug die Klosteruhr Mitternacht. Voll Wut warf der Teufel seinen Sack mit den Fischen in den See und schnaubte: „Der erste, der mich hinters Licht geführt hat und seine Seele retten konnte! Verflixt!“ So kam der Mönch zwar nicht zu seinem Fischgericht, aber der Wandlitzsee zu den Maränen.

Der Teufel vom Mühlentor

Ein alter Bernauer betont, die Geschichte sei wahr.

Es war in der Zeit, als in Bernau noch das Mühlentor stand. In einem der kleinen Häuschen der Hohen-Stein-Straße wohnte der Torwächter mit seiner

Familie. Die Torwächter waren zwar Angestellte der Stadt, aber ihre Bezüge (Lohn) waren gar schmal. Um die Familie nun über Wasser zu halten, schaffte sich der Torwächter einen Ziegenbock an. Das war so ein prächtiger, fleißiger Bock mit großen Hörnern, grünen Augen, Ziegenbart und schwarzem, glänzenden Fell. Da es in der Stadt damals über 900 Ziegen gab, war der Bock bei allen Ziegenbesitzern sehr gefragt. Einen Fehler soll der Bock jedoch gehabt haben: Ab und an ist er ausgerissen und hat für Stunden seine Freiheit zu Spaziergängen genutzt. Dabei begab es sich an einem warmen Herbsttage, daß der Küster von Ladeburg nach Bernau zu Besorgungen unterwegs war. Der Rucksack war voll, und die Tonkruken schlugen leise beim Gehen zusammen. Der Küster hatte für seine Freunde und sich selbst die Wochenration „Korn“ in den Flaschen, etwa so acht bis zehn Liter. Der lange Tag, die noch warme Sonne, die nötigen Kostproben, da wollten die Beine nicht mehr so recht den Rollberg hinauf. So dachte sich der Küster: „Du könntest eigentlich ein kleines Schläfchen im Straßengraben machen.“ Gedacht, getan.

Im Hinüberdämmern des Tages zur Nacht wurde der Küster geweckt. Etwas Warmes, Weiches, Feuchtes fuhr ihm quer über das Gesicht. Er schlug die Augen auf, und der Atem stand ihm still:

Schwarze Hörner, grüne Augen, schwarzer Bart und der Odem wie direkt aus der Hölle. „Der Leibhaftige“, schrie der Küster, sprang auf, riß seinen Rucksack um, hörte die Kruken zusammenschlagen und stürzte, alles stehen- und liegenlassend, Hals über Kopf davon und kam erst atemlos in Ladeburg wieder zum Stehen. Seine Freunde erschreckte er zunächst nur mit den Worten: „Der Teufel, der Teufel!“

Unterdes gab es im Hause des Torwächters Ärger. „Mann, der Bock ist schon wieder weg“, so klagte die Frau Torwächter. Und der Mann machte sich auf den Weg, um seinen „Schwarzen“ zu suchen. Er suchte wallauf, wallab. Er suchte im Park, sah in der Lehmkute am Mühlenberg nach, suchte an den Tümpeln hinter dem Georgenhospital. Allmählich begann der Torwächter, seinen Bock zu verfluchen. Ärgerlich ging er von den Wassertümpeln zur Ladeburger Straße. Plötzlich sah er: Im Seitengraben lag etwas Helles und daneben etwas Schwarzes, Größeres. Beim Näherkommen erkannte der Torwächter seinen Bock, mit dem Kopf zwischen Tonscherben liegend. Erschrocken kniete er nieder und merkte, daß sein Bock schlief wie nach schwerer Arbeit und stank wie eine ganze Schnapsbrennerei. Da murmelte er — und es klang wie ein Dankgebet: „Nur be-soffen ist der Schwarze! Na, dann will ich mal den Handwagen holen . . .“

Der Bock soll in der diesem Seitensprung folgenden Saison besonders fleißig gewesen sein, und wenn sein Besitzer ihn wieder mal suchte, fand er ihn immer am Rollberg.

Vom mutigen Ständchen des Bernauer Stadtmusikus

Es geschah in der Zeit der Besetzung Bernaus durch Truppen Napoleons zu Beginn des 19. Jahrhunderts . . .

„Ist er der Stadtmusikus Winkelmeier?“

„Ja, Euer Gnaden!“

„Er muß sofort mit mir zum Oberst Lecart kommen. Zieh er sich an!“ Breit und wuchtig steht der Dragoner in der niedrigen Stube. Die Tür blieb offen, und der Zugwind bewegt die leichten Gardinen an den Fenstern. Staubkörnchen spielen in den Strahlen der Morgensonne, die schräg ins Zimmer fallen. Ungeduldig wartet der Dragoner. Der Stadtmusikus und seine Frau sind erschrocken. Mit fragenden Augen sehen sie einander an. Die kleine Frau sendet ein stilles Gebet zum Himmel. Dann gehen sie los, der Dragoner selbstbewußt und forsch, der alte Musiker aufrecht und würdig.

Im Zimmer des Bürgermeisters wird der Alte vom Kommandanten der französischen Truppen empfangen. Dunkle Augen mustern den nicht sehr großen, im schwarzen Bratenrock aufrechtstehenden alten Musiker. In hartem Deutsch sagt der Oberst:

„Hör er zu! Morgen feiert mein Kaiser Napoleon Geburtstag. Er, Herr Musikus, wird mit seinen Leuten vom Turm der Kirche ein Geburtstagsständchen blasen, aber ordentlich laut!“

Der Bratenrock verbirgt die zitternden Knie des alten Musikus. Hinter dem Oberst zuckt der Bürgermeister hilflos mit den Schultern. „Er kann jetzt gehen, und nach dem Ständchen melde er sich wieder bei mir!“

Stumm verbeugt sich der Musikus und geht langsam die Treppen hinunter. Lange treibt es ihn durch die engen, winkligen Gassen. Immer und immer wieder blickt er hinauf zum Kirchturm und dessen Schallöchern. Oft hat er dort oben schon geblasen, aber so einen Befehl für den Kaiser der Franzosen? Was soll er blasen? Was werden seine Gesellen, was die Leute der kleinen Stadt sagen? Tief in Gedanken achtet er nicht auf die Grüße Bekannter. Der Geburtstag Napoleons und der Befehl des Kommandanten belasten ihn schwer. Zu Hause setzt ihm seine Frau eine Suppe vor — und wortlos, mechanisch löffelt er seinen Teller leer. Er denkt an den Befehl, der läßt ihn nicht los.

Langsam steigen die Gesellen hinter ihrem Meister die engen Stiegen des Turmes hoch. Endlich stehen sie an den Schallöchern. Die kleine, helle Trompete, der weiche Alt des Waldhorns, der dicke, große Tuba-Baß und die Zugposaune des Meisters beginnen das zu Ehren des Franzosen-Kaisers befohlene Ständchen.

Stolz hören die sieggewohnten französischen Dragoner die Lieder, und die vollen Becher machen die Runde. Dann steht der Alte allein auf dem Turm, und seine Posaune klingt weithin hörbar über der Stadt . . .

Erschrocken beenden die Gesellen den Abstieg, als sie das Lied erkennen. Entsetzt schließt die Frau des Musikus die Fenster. Der Kommandant wird meinen Mann erschießen — so schlußfolgert ihr einfacher Verstand. Innig ist ihr Gebet an Gott. Freudig und stolz auf die mutige Tat des braven Musikus lauschen die Bürger den Tönen vom Turm. Die Dragoner aber sind entzückt, berauscht von der Melodie; denn keiner von ihnen kennt oder versteht den Text des Liedes.

Im Zimmer des Kommandanten steht wie befohlen der alte Stadtmusikus.

„Er hat wunderbar gespielt“, wird er vom Oberst gelobt.

„Ein altes Volkslied, Euer Gnaden“, sagt leise der Musikus.

„Hier ist sein Lohn.“ Der Alte fühlt plötzlich ein Goldstück in der Hand. Der Oberst pfeift und weiß nicht, daß es die Melodie zu dem Text ist: „Es kann ja nicht immer so bleiben — hier unter dem wechselnden Mond . . .“.

Er pfeift, aber hätte er das alte deutsche Volkslied gekannt, wäre sein Lohn für den wackeren Musikus sicher ein anderer gewesen.

Die sündigen Bernauer Windmüller

Es gibt in Bernau die Ortsbezeichnung Mühlenberg. Neben dem Wasserturm befindet sich dort der Sportplatz. Ein Heizhaus versorgt viele Neubaugewohnungen mit Wärme.

An dieser höchsten Erhebung von Bernau standen noch zur Jahrhundertwende Windmühlen, die lustig laut klappernd Getreide zu Mehl verarbeiteten. Die hölzernen Bauwerke fielen nach und nach Bränden zum Opfer. Der Mühlen wurden immer weniger, und im Kriege zerstörte ein Bombenabwurf englischer Flieger an der Schwanebecker Chaussee 1943 eine der letzten. Heute steht nur noch ein Fragment von Windmühlen auf der Flur von Bernau.

Im 18. Jahrhundert, vor rund 200 Jahren, gab es in Bernau etwa eine Mandel Windmühlen (eine Mandel = 15 Stück). Die Müller mußten tüchtig Steuern zahlen für das Herrschertum und den Unterhalt der Soldaten des Königs. Wo sollte auch das Geld für das Heer Preußens herkommen, wenn nicht von den vielen fleißigen Handwerkern, ihren Gesellen und den Leuten auf dem flachen Lande?

Wenn sich von etwa 15 Windmühlen bei gutem Wind die Flügel drehten und die Mahlwerke liefen, dann war ein Geklapper, das an Lautstärke das

Brunstgeklapper der Weißstörche auf den Türmen der Stadt weit übertraf. Nun kam es, daß die Windmüller auch sonntags arbeiteten und das Ge-
klapper mächtig den Gottesdienst störte. Außerdem blieb immer eine Reihe
von Plätzen in der Kirche frei. So wurde auf Betreiben des damaligen
Pfarrers Tobias Seiler den Windmüllern vom Magistrat der Stadt das
Mahlen an Sonn- und Feiertagen verboten. Das ist aktenkundig belegt.

Es war für die Müller eine Existenzfrage, und deshalb schrieben sie als gute
Untertanen ihrem König und beschwerten sich bitter über die Maßnahme
des Magistrats der Stadt Bernau.

Irgendein preußischer Rat bei der Kurmärkischen Kriegs- und Domänen-
kammer hatte wohl einen lichten Moment und entschied am 3. Juli 1738:

„Daß ihr die Magistrats-Order wieder aufzuheben habt, es sey denn, daß
der Archidiaconns Seiler darüber stehen will, daß es in der Woche am
Winde den Mühlen nicht fehlen solle, in dem die Müller sodann des Sonn-
tages zu mahlen nicht nötig haben würden. Weil aber die Müller sich in
die Zeit schicken müssen, so kann ihnen auch das sonntägliche Mahlen nicht
verboten werden.“

Tobias Seiler stritt weiter bis zum Tod des Soldatenkönigs 1740. Seine
Erwartungen wurden jedoch auch nach dem Tode des Königs durch dessen
Nachfolger Friedrich II. nicht erfüllt. Dieser führte in 20 Jahren drei Kriege,
und die vom Volk aufzubringenden Steuergelder wurden immer höher.

So blieb es bei den Bedrohungen der Windmüller mit Sünde und Fege-
feuer.